Es werde Recht.

Roman von Arthur Winkler - Tannenberg.

(17. Fortsetzung.)

„Es ist genug. Alle diese Mitteilungen werden zu würdigen sein, wenn es an die Allgemeinabrechnung mit Ihnen geht —"

„Verzeihung, Sie fragten, ob ich in der Affäre Belten auspacken wollte, ich bejahte das und habe Wort gehalten —"

„Das heißt, Sie geben zu, zu dem Zwecke hierher gekommen zu sein, als Ingenieur Lengsfeld die fünfzehntausend Mark in Empfang zu nehmen, behaupten aber, zu spät gekommen zu sein —"

„Zu meinem lebhaften Bedauern, ja."

„Damit ist für mich der Zweck Ihrer heutigen Vernehmung erreicht. — Der Gefangene ist wieder abzuführen —"

Der Wärter trat vor, Gebhard Pfeil erhob sich.

Verbindlich verneigte er sich nach allen Seiten und verließ das Zimmer mit leichten und eleganten Schritten, wie er es betreten hatte.

Die Zurückbleibenden standen noch sämtlich unter einem nachhaltigen Eindrucke der seltsamen Persönlichkeit.

Der Assessor entzog sich ihm zuerst.

Geschäftsmäßig klang seine Frage: „Fräulein Münch, haben Sie den Glauben, daß Sie den Gefangenen mit Ihrem Herrn Vetter Hans Lengsfeld verwechseln konnten?"

Ruth war es, als käme sie aus einer weiten, andern Welt zurück.

Ja, richtig, darum handelte es sich ja! Wenn nicht Pfeil in Betracht kam, rückte Hans in den Bannkreis des Verdachtes. Der letzte Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht. Keines Wortes mächtig, starrte sie den Untersuchungsrichter an.

„Darf ich um eine Erklärung bitten?" mahnte er liebenswürdig.

Da öffneten sich die Lippen der Verängstigten und ein zitterndes, leises „Nein" rang sich los. In ihrem Gehirn aber sauste und brauste es. Was hatte sie getan, was hatte sie tun müssen!

„Ich danke Ihnen. Es ist auch meine Meinung, daß Gebhard Pfeil außer Verfolgung gesetzt werden muß, soweit der Fall Belten in Frage kommt."

„Und was wird nun?" fragte scheu und zag Frau Münch, die den Arm um ihr wie geistesabwesend dreinschauendes Kind gelegt hatte.

„Das kann ich nicht sagen, gnädige Frau, ich weiß es nicht, und wenn ich's wüßte, dürfte ich's nicht sagen. Die Sektion der Leiche —, vielleicht gibt sie Anhalte. Die Vernehmung ist geschlossen, ich danke den Damen."

12. Kapitel.

„So fasse dich doch!" sagte die Mutter zu Ruth, als sie ihr Kind mühselig nach Hause gebracht hatte. „Auch aus Pfeils Angaben geht hervor, daß Hans zu Tante Sophie bestellt war, um die Summe in Empfang zu nehmen. Sie wollte sie ihm also geben, wie hätte da ein Anlaß für ihn vorgelegen, Tante zu vergiften? Das liegt auf der Hand, das wird auch der Richter sofort einsehen, und gegen Hans kann gar kein Verdacht aufkommen."

„Das ist wahr, Mama, alles wahr! Wenn ich nur die gräßliche Angst loswürde! So oft ich mir mit hundert triftigen Gründen klarmache, daß es sinnlos ist, sich zu ängstigen, so oft ich endlich anfange, ruhig zu werden, wispert und raunt es mir aus irgendeinem Winkel des Gehirns zu: Es ist doch, es ist doch! Wiege dich nicht in Sicherheit!"

* * *

Am Abend brachte der Polizeirat Nachricht.

Der Inhalt des Fläschchens war amtlich festgestellt worden. Diese Feststellung hatte Selows erstes, oberflächliches Urteil bestätigt: ein Schlafmittel, das schon in kleiner Dosis tödlich wirkt und gemeinhin nur nach ärztlicher Abmessung genommen werden durfte. Den griechischen Namen hatte Münch nicht im Gedächtnis behalten. In dieser Nacht nun würde still und heimlich die Ausgrabung der Leiche erfolgen.

Still und heimlich!?

Man hatte nicht mit den Argusaugen der modernen Berichterstattung gerechnet. Am andern Morgen stand es in der Zeitung, daß Gebhard Pfeil kaum noch ernstlich in Verdacht stehe, hier eines seiner verbrecherischen Kunststücke produziert zu haben, daß aber bei dieser Gelegenheit doch die Spuren eines Verbrechens aufgedeckt worden seien, von dem niemand eine Ahnung gehabt hätte und das wohl geeignet sei, größtes Aufsehen zu erregen, „zumal einer unserer ersten Beamten insofern berührt wird, als sein Haus der Schauplatz der Tat gewesen sein soll".

Zum Schluß wußte man sogar, daß „in aller Stille" die Exhumierung der Leiche stattgefunden habe und im Laufe des kommenden Vormittags eine Sektion anberaumt wäre, die dem Tatverdachte eine Richtung geben müßte. Gebhard Pfeil aber werde, wie gesagt, kaum noch davon betroffen, da er sein Alibi ziemlich überzeugend habe nachweisen können. Wenn trotzdem an seine Freilassung nicht zu denken sei, so komme das daher, daß er einer ganzen Reihe von kühnen Betrugsmanövern geständig sei und ihretwegen seiner Verurteilung entgegensähe.

Beim Koffee hatte der Polizeirat diese Mitteilungen gelesen.

Das Blatt machte die Runde, und die drei Schwestern, die mit dicht aneinandergedrängten Köpfen in die Zeitung starrten, waren ebenso bestürzt, wie die Eltern.

In die Ausrufe ihres Schreckens klang die väterliche Stimme stark und fest.

„Ruhe! — Zu fürchten haben wir nichts. Standhalten, das ist alles. Der, dessen Gewissen rein ist, kann den Ausgang mit Fassung abwarten. Das Häßlichste und Erbärmlichste reicht nicht an ihn heran. Ich weiß, was ich zu tun habe. Sicherheit und Haltung der Welt gegenüber bitte ich mir von euch aus. Kein Klagen, kein Verzagen, dann wird sich alles finden —"

„Was willst du tun?" fragte die Mutter. Der entschlossene Ton des Gatten gab ihr plötzlich ein wunderbares Vertrauen. Er war ja immer zuverlässiger Halt gewesen. Sie glaubte auch jetzt an ihn.

„Es sind Sachen, die erst spruchreif sind, wenn ich dienstlich orientiert bin. Nachmittags. Bis dahin, noch einmal, Haltung, Ruhe des guten Gewissens nach außen, das ist alles, was ich von euch verlange, aber das verlange ich — —"

Die Haustür schlug dröhnend ins Schloß, rasche Schritte kamen über den Flur. Jetzt pochte es hastig, und ehe jemand „Herein!" rufen konnte, stand Edmund Werner im Zimmer. Mit finsterem erregten Gesicht.

„Da haben wir den Skandal!" rief er, die gleiche Zeitungsnummer in der Hand. „Guten Morgen übrigens —"

„Guten Morgen", gab der Polizeirat den Gruß zurück. „Wir sprechen eben über die Sache —"

Edmund ging zu Thekla und küßte seine Braut, die sich an ihn schmiegte. Beherrscht aber war er ganz und gar von der Angelegenheit, die ihn zu so früher Stunde hergeführt hatte.

„Es wäre unnatürlich, wenn ihr von etwas anderm sprächet —", sagte er bitter. „Die ganze Stadt hat wohl in diesem Augenblick die Sensation Münch zum Unterhaltungsgegenstande."

„Auch du meinst, daß alle Welt auf uns rät —?" fragte Frau Münch ängstlich.

„Die Blinden fühlen es mit dem Krückstock, Mama, da ist wohl nichts mehr zu raten."

„Nein", erklärte der Polizeirat eisig, „da ist nichts zu raten, denn nur Geheimnisse bedürfen der Enträtselung, und wir haben nichts zu verheimlichen. Sei auch du, Edmund, so ruhig, wie dein gutes Gewissen dir gestatten muß, es zu sein. Ich forderte das bereits von meinen Kindern und verlange es auch von dir — —"

„Schön, Papa. Ich fürchte nur, die Welt da draußen wird den Teufel nach der Ruhe unserer Gewissen fragen. Der Spektakel ist viel zu schön, als daß sie ihn sich durch solche Sentimentalitäten sollte abschwächen lassen — —"

„Der Ausgang entscheidet —"

„Und auch dann bleibt immer etwas hängen —"

Auf des Polizeirats Stirn schwoll die Ader.

„An mir nicht, an dem Namen Münch nicht, mein Sohn, das merke dir. Ich vertrete ihn und bedarf keiner Lehre, wie es zu geschehen habe. Gestern stellte ich dir frei — —"

Edmund ließ Thekla los und faßte die zornig zuckende Hand des alten Herrn, die sich auf ihn zugestreckt hatte:

„Papa! Ich bitte dich —! Das ist abgetan, das war unter uns Männern, denke ich, und das ist abgetan— ein für allemal!"

Münch wurde ruhiger, das Flackern seiner Augen erlosch, und die Hand blieb in der seines Schwiegersohnes liegen.

„Gut. Dann überlasse mir, was zu tun ist. Ich werde deine Ehre wahren wie meine eigene. Dieses selbstverständliche Vertrauen fordere ich."

Edmund Werner neigte den Kopf.

„Mein Gott, ja — es ist dein Recht und ich füge mich ja, aber — es ist furchtbar! Furchtbar ist es, daß das alles überhaupt kommen mußte!"

„Es mußte!"

„Das eben begreife ich nicht!"

„Schade, daß du es nicht begreifst. Zu ändern ist da nichts. — Ich gehe jetzt. Nachmittags werde ich meine Entschlüsse fassen; ihre Ausführung hängt von einer amtlichen Erörterung ab, die ich abzuwarten gedenke. Auf Nachmittag also —"

„Um welche Stunde?"

„Zwischen sechs und sieben Uhr."

„Ich werde zur Stelle sein —"

Münch drückte die Hand, die er noch immer gehalten hatte, und ließ sie los. Dann ging er auf seine Frau zu und zog sie einen Augenblick an sich. „Ruhe, Mut, Erna!"

Sie nickte mit feuchten Augen.

„Auf Wiedersehen, Kinder! Vernünftig sein!"

Damit ging der Polizeirat.

Um neun Uhr pflegte der Polizeidirektor v. Entzius in seinem Bureau, das neben dem Münchs lag, einzutreffen.

Als der Polizeirat seinen Vorgesetzten kommen hörte, begab er sich sofort zu ihm.

Der mittelgroße, elegante Herr, der neben Münch klein aussah, zeigte trotz des weißen Schnurrbartes, der nach neuester Mode gestutzt war, etwas Jugendliches.

„Ah, Herr Polizeirat —", sagte er. Guten Morgen. Ich habe Sie natürlich erwartet, bitte, nehmen Sie Platz. — Sind ein wenig zu forsch ins Zeug gegangen und müssen nun allerlei Aerger erleben, was?"

Der Angeredete hatte Platz genommen. Ueberrascht sah er den Vorgesetzten an.

„Zu forsch ins Zeug gegangen? Mit was, Herr Polizeidirektor, wenn ich fragen darf?"

Entzius ließ die Lider halb sinken und blinzelte sein Gegenüber an.

„Nun, Sie kommen doch wegen der Geschichte da, der Zeitungsgeschichte, die jetzt die Spatzen von den Dächern zwitschern — —?"

„Allerdings —?"

„Hm, und die meine auch ich. Sehr korrekt von Ihnen, natürlich. Sie sind ja überhaupt die menschgewordene Korrektheit, aber eingebrockt haben Sie sich da ja wohl selbst den Aerger — —"

„Ich verstehe wirklich nicht —"

„Na, war das nicht eigentlich eine Privatsache, reine Privatsache mit den fünfzehntausend Mark? Und nun regt sich die dumme Menge mit Unmöglichkeiten auf, die trotz ihrer Absurdität für Sie peinlich sein werden. Entsinnen Sie sich, als Sie mir die erste amtliche Meldung machten, wie ich mich da verhielt?"

Münch zog die Brauen hoch.

„Allerdings entsinne ich mich. Herr Polizeidirektor, Sie sagten gar nichts zur Sache. Daß Sie sie dienstlich zur Kenntnis nähmen und mir für die Mitteilung dankten, erklärten Sie."

„Ganz richtig. War das nicht stillschweigende Ablehnung genug? Ich ging auf die Sache nicht ein. Sie war mir noch nicht genügend geklärt—"

Bestürzt schaute der Polizeirat drein.

„Das heißt — Sie meinen —?"

„Das heißt, ich meine, solange wir Aufträge der Staatsanwaltschaft ausführen, handeln wir unter ihrer Verantwortung. Wir sind Exekutivbehörde. Dinge, die wir ihr zutragen, haben schließlich wir zu vertreten, und doch verlieren wir über diese Dinge jede Gewalt, sobald wir sie einmal dem Gericht überwiesen haben. Sie wissen, ich habe diese Trennung der Kompetenzen stets sehr eifersüchtig im Augen behalten — —"

„Ich glaubte in Ihrem vollen Einverständnis zu handeln, da Sie keinen Widerspruch erhoben — —"

„Oh, oh, verehrter Freund und Kollege! Widerspruch! Wie werde ich Widerspruch erheben, wenn ein so alter, erfahrener und bewährter Fachmann seinen Weg gewählt hat! Ein Mann von Ihrer Korrektheit! Ich nahm selbstverständlich an, daß Sie wegen des Pfeil ganz sicher orientiert waren, und daß keine Möglichkeit eines Skandals in Ihr eigenes Haus führen könne. Solche bloße Eventualität hält man doch um so mehr fern, je exponierter der Posten ist, auf dem man steht."

„Ich habe das als ein tadelndes Urteil meines Vorgesetzten anzusehen?"

Die Frage klang streng dienstlich.

Entzius hob abwehrend, beschwörend fast, beide Hände. — Kopfschüttelnd sagte er:

„Aber lieber, lieber Polizeirat, Sie wissen, wie ich Sie schätze. Ein Tadel ist mir himmelsfern, ich habe eben noch betont, daß Sie mir das Muster des korrekten Beamten sind —! Tadel — nicht doch, Anteilnahme, Bedauern wollen wir es nennen und was ich da sagte, soll nur eine Erklärung für mein zurückhaltendes Schweigen sein, mit dem ich die erste Meldung entgegennahm. Aergerlich ist doch die Geschichte, amtlich und privat, nicht wahr?"

„Ein sicheres Unschuldsgefühl muß und kann darüber hinwegzukommen —, denke ich."

(Fortsetzung folgt.)

— Protzenerziehung. „So, Kinder, wenn Ihr diese Woche noch recht brav seid, dürft Ihr an meinem Geburtstag in der Nachbarvilla sämtliche Fenster einwerfen."

Eine Eigentümlichkeit aller englischen Teegeschirre sind zweihenkelige Tassen.

„In Ewigkeit, Amen."

Der Gaberl, das ist der Bauer Gabriel Maierhofer von Wambachhausen. Sein Anwesen ist das vorletzte, wenn man vom Dorfe herauskommt, und im Steuerkataster mit „Bonität 5" eingetragen. Bonität 5 ist die höchste Bodenertragsklasse in jener Gegend. Mehr als der Boden aber verdiente der Gaberl selber diese Bonität. Denn der Boden war miserabel, als ihn damals der Gaberl übernahm. Aber der Gaberl war ein Zäher und ruhte nicht eher, als bis er seine eigene Bonität dem Boden eingeackert hatte.

Aber noch zäher als der Gaberl war sein Vaterland, das den Gaberl einfach wegnahm. Jedoch, daß es ihn auch eingeackert hätte da draußen, wo die Kanonen brüllen, das gelang ihm nicht. Sondern so nach zehn Monaten kriegte der Gaberl seinen Urlaub. Ganz unversehens hat er diese Handvoll freie Tage gekriegt, so daß er sich überlegte: Sollst schreiben, Gaberl, oder sollst net schreiben? Ah was, schreibst net, morgend abend bist ja sowieso dahoam, und kunnt leicht sein, daß dei' Kart'n dann erst übermorgen kämet. Ueberhaupts, die Schreiberei! Hast Urlaub, Gaberl — Schreib'n pfüatdigood, dös is' grad an solchener Luxos, als wenn i mei'm Roß ei'n Sattel aufleget beim Pflüg'n. . .

„Bedarfshaltestelle Wambachhausen!" rief der Schaffner umständlich aus.

Kaum, daß die rote Mütze in dem winzigen Stationszimmer sich vom Fenster rührte. Steigt ja doch niemand aus, dachte sie. Aber da knirschte der Kies. „Jesses a Soldat," murmelte die rote Mütze, „jesses, der Gaberl —. Jesses, Gaberl, wo kommst denn du her — ja, sag amal, Gaberl. . ."

Der Gaberl gab es auf, vor der braven, redseligen Rotmütze eine stramme Haltung einzunehmen. Mit dem Daumen wies er über die rechte Schulter. Denn dahinten stand der Schaffner und wartete ungeduldig auf das Abfahrtszeichen von Wambachshausen.

„Abfahren!" rief die Rotmütze und winkte hochdeutsch und majestätisch, um aber gleich darauf den Hebel wieder aufs Heimische einzustellen: „Na, jetz so was, der Gaberl — ja, sag nur grad, wie hat's denn nacha ganga — und koa Wort wiss'ns im Dorf, daß d' kommst — na, jetz so was — jesses, da werst aber erzähl'n können, Gaberl und —"

„Ja im „Hirschen" vielleicht nach'm Ab'ndess'n, pfüatgood, Herr Vürstand."

Die graue Uniform ging schon auf dem Fahrweg dahin. Stramm, wie er's gewohnt war, wenn er draußen auf Ablösung daherkam. Aber der Weg war schlecht, und einen Bogen machte er auch. Also schnitt ihn der Gaberl ein wenig über den Acker ab.

Wie seine rindledernen Soldatenstiefel in die dritte Furche tappten, tat es einen kleinen Krach im Knochenmechanismus des Gaberl —; bedächtig wurde der stramme Schritt, der Rücken rundete sich ein wenig, die langen Arme schenkerten, als seien sie müde von der langen Pflugarbeit: der Gaberl war kein Soldat mehr, der Gaberl war wieder der Bauer vom vorletzten Anwesen in Wambachhausen, Bonität 5, laut Grundsteuerkataster.

Auf dem ganzen Weg begegnete dem Gaberl kein Mensch. Natürlich, Feierabend. Bald ist's dunkel. Der Herbst halt, man spürt ihn schon, dachte der Gaberl.

Auf einmal bei einer Wegbiegung lag Wambachhausen in seiner ganzen bescheidenen Breite da. In einem Roman hätte der Gaberl stehen bleiben müssen und, zumindest mit verhaltener Rührung, eine Ansprache an seine Heimat, an Mutter Erde oder dergleichen halten müssen, mit Tränen kämpfen müssen, und beim Glockenläuten, beim friedlichen, das jetzt der Wind zu ihm hertrug, eine wehmütige philosophische Bemerkung über den Zusammenhang zwischen Krieg und heimatlicher Scholle fallen lassen müssen.

Aber der Gaberl war Gott sei Dank in keinem Roman, sondern in Wambachhausen. Also konnte er leichten Herzens auf all den Schnickschnack verzichten. Vornehmlich auf die Tränen. Nur schneuzen hat er sich müssen, während er ruhig weiterstapfte.

Am letzten Anwesen im Dorf, dem Untermeier seinen, ging er vorbei. Keine Seele auf dem Hof und hinterm Zaun. Doch, der Tyras, wofern ein Roman es zuläßt, daß er eine Seele hat. Nun, wenn auch keine Seele, so hatte er doch einen mächtigen schwarzen Schweif. Mit dem schlug er dreimal auf den harten Lehmboden, auf dem er ausgestreckt lag, und blinzelte den Gaberl an. Zum Bellen war er zu faul und zu alt. In einem Roman freilich hätte ihm diese Ausrede nichts genützt, da hätte er „schweifwedelnd, mit freudigem Gebell den glücklich wiederheimgekehrten Nachbar begrüßen" müssen. Denn in solchen Sachen der Rührung, auch der hundlichen, erteilten Romane grundsätzlich keinen Dispens.

„Jaja, Tyras", sagte im Vorbeigehen der Gaberl über den Zaun hinüber. Nicht mehr und nicht weniger hatte er auch vor dem Krieg gesagt.

Dann war sein eigener Hof da. Auch ganz still, wie ausgestorben. Ein Leiterwagen stand unterem offenen Schuppen. Der Gaberl umfaßte ihn kritisch mit einem einzigen Blick. „Sauber" murmelte er. „Hab mich do nit 'täuscht im Großknecht", dachte er still dazu.

Auch die Scheune war ein wenig offen. Ruhig ging er hinein. Die Geräte standen blitzsauber da in musterhafter Ordnung. Diesmal sagte der Gaberl gar nichts, nicht einmal denken tat er was. Aber sein Weib und dessen Tüchtigkeit, die fühlte er warm im eigenen Blut.

Da lag das Heu, das er nicht geerntet. Sachlich fuhr seine derbe Hand hinein. Sachlich schnupperte seine Nase. Sachlich nickte sein Kopf. Es war gut.

Da lag das Stroh gut aufgebündelt, blitzgelb noch. Wieder nickte der Kopf.

Da lag das Korn, was noch nicht abgegeben war. Zum dritten Mal machte der Kopf seinen Nicker. Ganz hinten in einem Winkel seines gesunden Bauerngehirns klopfte ein kleiner harter Hammer der Selbstbescheidung: „Jaja, Gaberl, es ist auch einmal ohne dich gegangen."

Seine Hände hoben eine Bodentür. Da ging eine Treppe in den Kartoffelkeller. Schon auf der halben Treppe wurden die großen aufgeworfenen Haufen sichtbar. Ein später Lichtstreif spielte über die Knollen. „Besser als z'letzt", murmelte der Gaberl und kehrte auf der halben Treppe wieder um.

Blieb noch der Stall. Der Gaberl ging durch die niedere Tür ins Dunkle des Warmdunstigen. „Aah", machte er mit einem tiefen Atemzug. Die Magd, die Jenz, war beim Abendfüttern. Sie glaubte, es sei Hias, der Großknecht, und schaute gar nicht auf, als sie in den langen steinernen Futtertrog das Gsott schüttete. Nur brummen tat sie: „Jesses, Hias, brauchst d' net z'kümmern, i' mach mei Sach scho' do' selber recht."

„Dös sieh i", sagte der Gaberl, und hat zum ersten Male gelacht, breit und herzlich, seit er unterwegs vom Schützengraben war.

„Jessesmarndjoosef, der Herr — da muß i glei' der Frau —", schrie die Jenz und ließ den Gsottkorb fallen.

„Halt's Maul", sagte der Gaberl freundlich und hob den Futterkorb auf, „i geh schon selber".

Er ging auf die mittlere Tür zu, die ins Wohngebäude führte. Dabei mußte er an den wohlig fressenden Kühen und Ochsen vorbei. Allen gab er einen geruhigen Klaps auf die breite Stirn. Aber sie ließen sich nicht stören. Nur das Pferd im letzten Stand hatte den Kopf von der gefüllten Krippe rückwärts gedreht und wieherte halblaut.

„Jaja, Bräundl, is scho' recht", sagte der Gaberl und war im Gang vom Wohnhaus. Hinter ihm die Jenz mit dem leeren Futterkorb, die in einem fort nur sagen konnte: „Jessmarndjoosef—jessmarndjoosef — jessmarndjoosef. . . ."

„Seid's schon' beim Ess'n, Jenz?"

„Jessmarndjoosef, Herr, mit'm Beten ham die andern scho' anafang'n — Jessmarndjoosef, was werd d' Frau sag'n!"

Sie hielten beide den Schritt an. Durch die Tür hörte man das gewohnte Abendgebet vor dem Essen: „. . .der Herr ist mit dir — du bist gebenedeiet unter den Weibern — und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus Cristus. . ."

Der Gaberl hatte leise die Tür aufgedrückt und schob sich mit der Magd herein. Er sah, wie sie alle um den dampfenden Tisch standen, betend, mit gesenkten Köpfen, sein Weib, seine Kinder, sein Gesinde. Niemand schaute auf, sie dachten alle: es ist die Jenz. Nur des Gaberls kleinstes Töchterl, das Kutherl, schaute mit den großen Augen nach dem Feldgrauen an der Tür. Es ist eine Erscheinung in der Kirche, dachte sie fromm und dunkel und tat keinen Muckser.

Die alte Wanduhr schlug Viertel mit dem alten braven Klang. Der feldgraue Gaberl hatte die Soldatenmütze abgenommen, der schnaufenden Jenz noch mit einem Blick Schweigen geboten und betete ruhig mit „. . . und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus — in Ewigkeit Amen."

Die paar Gebetszeilen lang war es dem Gaberl als sei er nie im Krieg gewesen, als ginge alles seinen alten, guten Gang. Und er betete nicht lauter als die andern, so daß seine Stimme in denen der andern unterging. Nur das „In Ewigkeit Amen" sagte er jetzt so fest und laut wie niemals vor dem Krieg, so daß sie alle, erschreckt von dieser lange entbehrten Stimme, auffuhren.

„Grüaß Good beisammen", sagte der Gaberl „macht's nur koa d'schrei." Aber dann ging er doch auf sein zitiernoes Weib zu und umfaßte einen Augenblick ihren Hals mit den langen knochigen Bauernarmen. In die trampfhafte Stille hinein hörte man das kleine Katherl sagen: „Vatter so' allawei Tür standen."

Aber dann brach doch das Begrüßungsgewitter los, das allgemeine. Ruhig ließ es der Feldgraue über sich ergehen, und nur dann und wann tat er einen tiefen kurzen Lacher. Als aber das „Jessmarndjoosef!" gar kein Ende nehmen wollte, sagte er auf einmal sehr sachlich: „Aha, und zum Essen komm i aa grad recht — komm, setzt's euch, sonst werd's kalt."

An diesem Abend ist der Gaberl doch nicht mehr in den „Hirschen" gegangen, so daß der Herr Stationsvorstand und mit ihm eine ganze dicke Stube voll vergeblich warteten. Er käme morgen, hatte er spät genug lassen lassen. Der Wirt schmunzelte. Dann hatte er morgen nochmals alle Gäste.

Am andern Abend saß der Gaberl wirklich unter ihnen, feldgrau, bescheiden, stillvergnügt die Pfeife im Mund. Wie eine Bienentraube, eine vor Erwartung summende, saßen, standen, hingen sie alle um ihn herum. „Jetzt paß auf", flüsterte der Badermichel dem alten Lederer zu, „jetzt werd er euch gleich an Schlacht verzäln."

Und wirklich, der Gaberl tat die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Also, dös muaß ma' euch laff'n, eine wunderbare Kartoffelernte habt's g'habt in dem Jahr —"

„In Ewigkeit Amen", läutete draußen die Dorfglocke die Abendvesper aus.

* * *

Eine Woche später stand der Gaberl wieder im Schützengraben. Eben hatte er einen Kameraden abgelöst, den Lehrer Kapphammer.

„Paß auf, Kamerad", hatte der zu ihm gesagt, „da drüben auf der Tanne scheint mir einer zu sitzen, der uns auskundschattet."

„Is scho' recht," sagte der Gaberl und lugte mit angeschlagenem Gewehr unverwandt hinüber.

Unterdessen machte es sich der Lehrer Kapphammer neben dem Gaberl im Schützengraben bequem, holte sich ein aufgespartes Frühstücksbrot aus der einen Tasche und aus der andern ein paar Zeitungen.

„Weißt, Gaberl," sagte er, „das sind französische Blätter aus dem Schützengraben, den wir neulich stürmten, als du im Urlaub warst."

„Aha", sagte der Gaberl.

„Uebrigens, wie ist es dir gegangen im Urlaub, Gaberl", fuhr er weiter, während seine Blicke über die Zeitungsspalten gingen.

„Guat."

„Soso, gut, das ist recht, nun, sie werden dich wohl mit Musik empfangen haben?"

Der Gaberl lugte.

„Und dein Haus werden sie bekränzt haben?"

Der Gaberl lugte.

„Und euer Bürgermeister wird wohl eine feierliche Rede gehalten haben?"

Der Gaberl lugte.

„Ha, paß mal auf, Gaberl, da lese ich gerade, wie sie's in Frankreich drüben machen, soll ich dir's vorlesen?"

„Versteh nix Französisch."

„Ich les es dir natürlich Deutsch vor, hör zu, Gaberl:

Elf Urlauber kehrten von der französischen Front in ihr Dorf Epicerie zurück. Man hatte einen Triumphbogen errichtet. Alle Häuser waren feierlich geschmückt. Der Kriegerverein holte sie mit Musik am Bahnhof ab. An der Ehrenpforte des Dorfes wurden sie von singenden Jungfrauen empfangen. Der Pfarrer hielt eine lateinische und der Bezirksamtmann eine französische Ansprache. Sie betonten die hohe Ehre, die der treuen Heimat durch ihre tapfern Söhne widerfahre, die gegen die Barbarei für das glorreiche Frankreich —"

„In Ewigkeit Amen", sagte der Gaberl sachlich und langsam, zwickte ein Auge zu und drückte ab: Pumm — drüben fiel eine dunkle Masse stoßweise von der Tanne.

Der Besieger des gelben Fiebers.

Vor einiger Zeit wurde in Havana Dr. Carlos J. Finley mit großen Ehren zu Grabe getragen. Finley ist der erfolgreiche Bekämpfer des gelben Fiebers, das in verseuchten Gegenden etwa jeden zweiten Eingewanderten erfaßt. So war es auch auf Kuba vor der Entdeckung Finleys, und wenn heute diese schöne Insel völlig frei ist von dieser tückischen „Gelben Gefahr," so verdankt sie es nur der unermüdlichen Beharrlichkeit Finleys. Finley stellte die Theorie auf, daß die Uebertragung des gelben Fiebers nicht von Mensch zu Mensch erfolge, sondern eines Mittlers bedürfe in Gestalt des Quälgeistes Moskito. Als Finley vor etwa 30 Jahren mit dieser Idee hervortrat, wurde er zunächst und noch viele Jahre verlacht. Da kam 1898 der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten, der der bis dahin spanischen Kolonie Kuba die Unabhängigkeit und die Republik brachte. Diesen günstigen Moment benützte Finlay, um die Union für seine Theorie zu interessieren. Die weitere Aufgabe lag in den Händen der Einwanderungsbehörde. Man verfolgte den Moskito unermüdlich, zerstörte seine Brutplätze, indem man die stagnierenden Wasserflächen aufsuchte und mit Petroleum begoß. Heute ist Kuba frei von gelbem Fieber und Malaria.

Das türkische Beiramfest.

Das Beiramfest der Türken war in diesem Jahre von einer Bedeutung, die weit über die einer religiösen Feier hinausging. Es fiel nämlich auf jenen Tag, da im Vorjahre die Türkei in den Weltkrieg eintrat. Wie alle religiösen Feste der Mohammedaner infolge der Rechnung nach Mondjahren beweglich sind, kann auch das Beiramfest innerhalb eines Kreislaufes von 32 Jahren auf alle Jahreszeiten fallen. Man unterscheidet zwei solcher Feiern: das kleine Beiram am Ende des Fastenmonats Ramadan, dem 9. des mohammedanischen Kalenders, und 70 Tage später das große Beiram. Es ist das die Gedächtnisfeier an das Opfer Abrahams, das nach mohammedanischer Legende nicht auf dem Berg Moria, sondern in einem Tal bei Mekka stattfand und für das nicht Isaak, sondern Ismael bestimmt war. An diesem dreitägigen Feste, das namentlich in Konstantinopel durch den feierlichen Zug des Sultans zur Moschee mit besonderer Pracht gefeiert wird, muß jeder Rechtgläubige ein Opfer bringen, das meist in einem Schaf besteht. Bei der Bedeutung dieses Festes in der Welt des Islams ist daher das Zusammentreffen mit einem Tage, der den Anbruch einer neuen Zeit darstellt, von größter Tragweite für die Zukunft.

Die Bezeichnung „Bratwurst" kommt nicht von „braten", sondern von „Brat", womit der Inhalt der Wurst (zerquetschtes Fleisch) bezeichnet ist; in Altbayern, dem Lande der frischen Fleischwürste (im Gegensatz zu Dauerwaren), besteht der Inhalt der Bratwurst aus zu einem Brei zerquetschtem Kalbfleisch; die Bratwurst wird nicht gebraten, sondern gesotten. (Vergleiche den Ausdruck „Wildbret".)

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Knabenanzug aus melirtem Wollstoff. No. 1521.

Läßt die Ausführung mitunter auch in wenig zu wünschen übrig, so ist der sparsamen Mutter doch die Herstellung der Knabengarderobe dringend zu empfehlen. Man wähle Stoffe von guter Qualität und gebe an den Nähten genügend zu, um den Anzug, wenn nötig, vergrößern zu können. Das hier gezeigte Muster zeichnet sich durch seine schlichte und dabei praktische Machart aus, die es auch einer weniger geübten Schneiderin ermöglicht, einen gut sitzenden Anzug herzustellen. Erforderlich an Material sind 2¾ Yards bei 36 Zoll Breite. Schnittmuster sind für Knaben von 3, 4, 5 und 6 Jahre erhältlich.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 10 Cents an jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.

Ich wünsche Muster No. .....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ...

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....